

ars vivendi

UMBERTO MATINO

# DIE TOTEN VON CONTRADA BRUNELLI

KRIMINALROMAN

UMBERTO MATINO

**DIE TOTEN VON  
CONTRADA BRUNELLI**

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von Anna M. Rossi

ars vivendi verlag

Titel der Originalausgabe: »La valle dell' Orco«

© 2011 by Foschi Editore  
marchio di Edizioni IN Magazine s.r.l.

1. Auflage Januar 2014  
© 2014 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Philipp Bobrowski  
Korrektorat: Eva Elisabeth Wagner  
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg  
unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Rui Camilo  
Druck: Appel & Klinger, Druck und Medien GmbH,  
Schneckenlohe

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen. Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-418-5

*Als vor den Blicken der Menschen das Leben schmachvoll auf Erden  
Nieder gebeugt von der Last schwermühtender Religion war,  
Die ihr Haupt aus des Himmels erhabenen Höhen hervorstreckt  
Und mit greulicher Fratze die Menschheit furchtbar bedrängt*

(Lucretius, *De Rerum Natura*, Buch I, 63)

In Contrà Brunelli war die Sonne noch nicht aufgegangen. Die Äcker und Gemüsegärten auf dem kleinen Plateau glitzerten im Morgengrauen. Noch warf der Berg Sengio seinen Schatten über den engen Taleinschnitt sowie die Ansiedlung am Waldhang und ließ die Sonnenstrahlen nicht durch. Während die Hausdächer noch im Dunkeln lagen, färbten sich die höheren Berggipfel rund um das Dorf allmählich weiß und rosa und zeichneten sich gegen den stahlblauen Himmel ab.

Der Winter war nicht mehr weit, die Luft am frühen Morgen schon ziemlich kühl.

Romilda Brunelli trat aus dem Holzschuppen, den Schal um die Schultern gelegt, und verschränkte die Arme enger um die Brust, als wolle sie das Frösteln abschütteln, das ihr den Rücken hinunterlief.

Es war helllichter Tag, als sie sich auf den Brunnen zubewegte. Da gefror ihr herbes Gesicht zu einer Grimasse, während ein sonderbar röchelnder Laut – weder Schrei noch Schluchzer – ihrem Mund entwich.

Als wäre sie gerufen worden, stand jetzt auch Rosetta Brunelli in der Haustür und schaute zum Brunnen.

Der Leichnam hing reglos am Schutzdach über dem breiten Becken. Die Totenstarre hatte den Körper des Doktors längst erfasst. Das Gesicht blau angelaufen, der Ausdruck gleichwohl friedlich. Die Kleider waren völlig durchnässt vom Tau.

Die Nachricht traf Carlo Zampieri schwer. Er hatte mit Aldos Tod gewiss nicht gerechnet, schließlich war sein Freund erst vierzig Jahre alt.

Selbstmord, so wie es aussah. Angeblich hatte Aldo sich an einem Balken erhängt. Das Ganze war in einem nichtssagenden Bergkaff geschehen. Weiß der Henker, wo es liegt, dachte Carlo. Er hätte sich eigentlich daran erinnern müssen, Aldo hatte lange und ausgiebig darüber berichtet, als sie sich zuletzt trafen, im vergangenen Sommer. Aber Carlo hatte kaum zugehört, hatte selber viel zu erzählen. Immer wieder geduldig den Moment abgewartet, da Aldo einen Satz zu Ende sprach oder eine Atempause einlegte, um seinerseits mit einem langen Vortrag loszulegen, das Atmen nahezu vergessend. Hielt er kurzzeitig inne, so setzte Aldo wieder an und schwärmte von seinem Weiler aus Naturstein nahe den Wäldern, der von *wahren* Menschen bewohnt ... und so weiter und so fort.

Aldo hatte erklärt, weshalb er im reifen Alter beschlossen hatte, alles stehen und liegen zu lassen und sich in die Berge zurückzuziehen. Gelandet war er in einem Nest, das aus ein paar einsamen Häusern mitten im Wald bestand. *Stehen* gelassen hatte Aldo das städtische Krankenhaus von Padua, *liegen* gelassen etliche Kollegen, Chefärzte und sonstige Mediziner. Besagter Fleck im Wald hatte sogar einen Namen: Contrada Brunelli, Gemeinde Torrebelvicino, in der Provinz Vicenza.

Wie Carlo später feststellen sollte, war selbst Torrebelvicino ein elendes Dörfchen, richtig finster und schief, eingeklemt in einer engen Talsohle, deren Name ebenso unangenehm klang: Val Leogra. Leogra ist auch der Fluss, der durch das Tal fließt.

Eigentlich floss, denn er war umgeleitet und kanalisiert worden, um die Betriebe im Flachland mit Strom zu versorgen. Doch schon um das Jahr 1100 hatte ein gewisser Graf Uberto dei Maltraversi erste Bauarbeiten veranlasst. Durch die Umleitung hatte der Leogra sich in ein bescheidenes, plätscherndes Rinnsal an glitzernd weißem Kies verwandelt.

Ganz fröhlich hatte Aldo im vergangenen Sommer vom bau- lustigen Grafen erzählt und von der Contrada, die weit ab von den Wohngebieten lag – »Hoch im Gebirge, in den Wäldern und Tälern aus Gold«, wie das alte Lied so schön singt. Dort wollte Aldo als medizinischer Inspektor oder praktischer Arzt oder – verflixt, wie hieß es eigentlich richtig? – Familiendoktor arbeiten. Worum es genau ging, hatte Carlo nicht verstanden. Familien?, fragte er sich jetzt. Die Contrada hatte elf Einwohner, darunter fast nur ältere Bauern. Wollte man die Volkszählung auf die übrigen sieben oder acht Ortschaften erweitern, die in den benachbarten Hügeln aus den Wäldern hervortraten, käme man nicht einmal auf fünfzig Patienten, meist im fortgeschrittenen Alter und schon mit einem Bein im Grab. Dort standen also – das zweite Bein erwartend – mehr offene Gräber als überall sonst auf der Welt. So viel zu Doktor Manfredinis »Familien«.

Aldo hatte es richtig genossen, seinem besten Freund Carlo endlich von der neuen Umgebung erzählen zu können – er wirkte unbeschwert, strahlte nahezu, während er sprach, seine Augen leuchteten.

Dann hatte er sich erhängt.

Nein, so etwas hatte Carlo ganz bestimmt nicht erwartet – sein Freund tot, und er, Carlo, sein Erbe. Ja, denn der Notar, der am 16. November 1984 anrief und die Nachricht von Aldos plötzlichem Ableben überbrachte, verkündete zugleich, Carlo Zampieri sei zum Universalerben ernannt worden.

Unfassbar. Das hörte sich richtig kurios an, so kurios, dass er sich auch schon ein wenig tot fühlte: der liebe Verstorbene und sein Alleinerbe, welch ein Gespann!

Die Erbschaft umfasste das Haus – drei Zimmer übereinander –, das sein Freund in Contrada Brunelli gebaut hatte, dazu einen Gemüsegarten sowie ein noch zu tilgendes Darlehen: Etwa fünfzig Millionen Lire, zu zahlen an die Cassa di Risparmio von Verona, Vicenza und Belluno, Geschäftsstelle Torrebeltvicino.

Das war also – laut Notar – die Hinterlassenschaft.

Eigentlich eine verdammte Schererei, dachte Carlo. Sollte er das Haus verkaufen und den Kredit bei der Bank tilgen? Oder auf die Erbschaft verzichten und die Güter der Bank überlassen? Oder aber das Haus behalten, den Immobilienkredit über fünfzig Millionen Lire übernehmen und sich in der Contrada Brunelli, Gemeinde Torrebeltvicino, niederlassen? Nein, dort zu leben, war wahrscheinlich keine gute Idee, aber der Besitz eines Wochenendhauses in den Bergen hatte auch gewisse Vorzüge. Obwohl er das Gebirge und vor allen Dingen die Wochenenden hasste – wenn Millionen von Mitbürgern die Stadt verließen und die Luft mit Abgaswolken verpesteten. Andererseits konnte er sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, das Haus aufzugeben, das Aldo so geliebt hatte, es war schließlich die einzig verbliebene Erinnerung an den Freund.

Ich sollte wenigstens mal hinfahren, dachte Carlo, mir das Grundstück ansehen und auch den Ort – oder eigentlich Friedhof –, in dem Aldo gelandet ist. Blumen mitbringen, damit mein armer Freund dort nicht ganz verlassen liegt wie ein Penner. Denn einsam war er wirklich gewesen in den Wäldern da oben, unter alten Bauern und schweigsamen Bergleuten.

Sie – Carlo, der Freundeskreis, Aldos Verfllossene – waren in der Stadt geblieben. Nie hatten sie ihn besucht, nie hatten sie an



seinem Abenteuer in der neuen, wunderbaren »kleinen Heimat« teilhaben wollen. Vermutlich war er deswegen traurig geworden und hatte sich erhängt.

Der Gedanke machte Carlo richtig zu schaffen. Ganz bestimmt war Aldo traurig geworden, bevor er starb – jenes Leuchten in den Augen allmählich erloschen. Bis eines Tages der Tod folgte.

Nach ein paar weiteren, von Unentschlossenheit und Zweifeln getrübbten Tagen – soll ich hinfahren oder nicht? – traf Carlo endlich eine Entscheidung und fuhr los. Er ging auf Pilgerschaft, so seine unangenehme Empfindung, es würde sich um eine wehmütige Wallfahrt handeln.

Aldo lag auf dem Friedhof von Valli del Pasubio, einem Dorf oberhalb von Torrelvicino im Leogratal. Warum man ihn dort und nicht direkt in Torrelvicino begraben hatte, wollte Carlo nicht begreifen. Höflich darauf angesprochen, hatten Einheimische eine hastige Erklärung geliefert, als hätten sie Angst, der Fremde könnte sonst ein Riesentheater aufführen. Von Baustellen war die Rede gewesen, von reservierten Grabnischen, vom Vorrang der Anwohner und sonstigen bürokratischen Hürden. Ihm war's egal: Der Friedhof von Valli del Pasubio war nämlich klein, hell und luftig, der Ausblick auf die umliegenden Berge großartig. Aldo hätte es zu schätzen gewusst, da war Carlo sicher.

Am Grab lag eine Platte aus grobem Naturstein, äußerst schlicht. Carlo gab Anweisungen zur Eingravierung von Namen, Geburts- und Todesdatum. Aber bitte kein Bild aus Porzellan, viel zu kitschig. Es schien sich wohl um Pflichtangaben zu handeln, denn als er angedeutet hatte, der Grabstein gefalle ihm, so wie er sei, blank, hatten ihn lauter entgeisterte Gesichter angestarrt.

Carlo legte einen hübschen Blumenstrauß hin und ging. Ohne Gebet, ohne nachsinnende Andacht.

Doch wenn er schon mal hier war, würde er auch die so gepriesene Contrada Brunelli besichtigen.

Der Ort lag am Ende einer unheimlich steilen, vier Kilometer langen Straße, die sich den Berg hinaufwand. In jeder Kurve musste Carlo in den ersten Gang hinunterschalten, dann wieder beschleunigen. Es ging immer weiter nach oben, wie im Flugzeug beim Abheben. Auf siebenhundert Metern Höhe trat er aus dem dichten Wald hervor, der die Straße säumte, und erreichte ein kleines, lichtdurchflutetes Plateau.

Ein merkwürdiger Winkel, diese Contrada. Die Häuser standen sehr eng beieinander, alle aus Naturstein, alle gleichermaßen auffällig. Einige davon waren nicht mehr bewohnt, Unkraut wuchs vor der Haustür, anstelle der Fenster waren nur noch gespenstisch schwarze Öffnungen zu sehen, die Dächer hingen schief.

Die Ansiedlung lag am äußersten Rand der winzigen Hochebene, flankiert rundum von dichtem Forstwald. Weiter hinten, nach Osten hin, ragte ein steiler, felsiger Berg auf (der Sengio, wie er später erfuhr), der die Sicht auf die Ebene versperrte. Dafür konnte der Blick nach Norden, Süden und Westen frei schweifen und die Sicht auf die Lessiner Berge und die Piccole Dolomiti genießen.

Vielleicht lag es daran, dass die unzähligen Orte, Straßen, Produktionsstätten und Bahnstrecken der Ebene von dort aus nicht zu sehen waren; oder es war eben dem kinoreifen, noch kostenlosen Bergpanorama zu verdanken: Jedenfalls hatte Carlo den Eindruck, völlig abgeschnitten von der gemeinen Welt zu sein – tausend Kilometer von der nächsten Stadt entfernt. Er stand auf einer gigantischen Naturbühne. Fantastisch.

Von einer Hochebene konnte nun wirklich kaum die Rede sein, das hier glich schon eher einem Liliputanerplateau, mit

Wiesen, gepflegten Gemüsegärten, daneben Bäumen und vereinzelt Weinstockreihen. An der Nordseite neigte sich der Boden zu einer Senke, sie lag im Schatten zweier erhabener Kastanienbäume. Ja, Carlo wusste mit Sicherheit, dass es Kastanienbäume waren, Aldo hatte sie vergangenen Sommer erwähnt.

Ob er sich dort erhängt hat? Carlo wollte es lieber nicht wissen, und überhaupt – solche Gedanken sollte er besser gleich wieder verscheuchen.

Sein Zeitplan stand bereits: Übernahme der Hausschlüssel von einer Ansässigen, einer gewissen Romilda Brunelli; kurze Besichtigung des besagten Hauses, dann rasch nach Torrebelvicino, wo er mit Notar und Bankdirektor verabredet war.

Carlo stellte das Auto ab. Die Contrada war menschenleer. Nur in der Ferne, da wo das Plateau endete, waren zwei Gestalten bei der Feldarbeit zu sehen.

Aus einem Haus kam Radiomusik (oder es ist ein Fernseher, vermutete Carlo, oder vielleicht eine Frau). Eine Fistelstimme, sie sang ein Kirchenlied, etwas in der Art. Also ist doch jemand da, dachte er, und lief entlang der schmalen, steinigen Gassen, die wie ein Strahlenkranz vom kleinen Platz abgingen, an dem er den Wagen geparkt hatte.

Nach wenigen Minuten war der Rundgang zu Ende. Dabei hatte er festgestellt, dass in Contrà Brunelli kein Mensch ein Namensschild an die Türklingel anzubringen pflegte, kein Mensch eine Klingel an der Haustür hatte, und dass insgesamt fünf Heiligenhäuschen vorhanden waren – zwei davon am Platz in der Ortsmitte.

Wo bin ich bloß gelandet! Wo finde ich nur diese Signora Brunelli, die die Schlüssel hat?

Wie gerufen stand plötzlich eine Gestalt unbestimmten Alters vor ihm (wird sie sechzig, siebzig oder gar achtzig sein?, fragte sich Carlo), kräftig gebaut aber nicht übergewichtig – eher robust und groß, Adlernase, dunkelfarbige Kleidung, ganz nach der saloppen Bergvolkmanier.

»Signora Brunelli?«

»Jawohl, Signore, das bin ich, buongiorno, sind Sie der Herr aus Padua?«

»Ja, genau, mein Name ist Carlo Zampieri, mich schickt der Herr Notar Bonato.«

»Ach so, genau, hier, da haben Sie die Hausschlüssel vom armen Dottore.«

Gesagt, getan. Signora Brunelli übergab ihm einen Bund farbenfroher Schlüssel, drehte sich um und ging.

Ach wie schön, es ist richtig nett hier, dachte Carlo. Aber wo ist das Haus? »Signora, verzeihen Sie, wo finde ich das Haus vom Dottore?«, fragte er laut.

»Da drüben, am Brunnen vorbei, das letzte Haus, das gelbe.«

Der Brunnen war in Wirklichkeit ein mit Holz überdachtes Steinbecken. Dort angelangt, erblickte Carlo schon das gelb angestrichene Gebäude am Ende einer Reihe niedriger Speilunken, die recht verwahrlost aussahen. Carlo zögerte eine Sekunde lang, er fühlte sich ganz fremd, fehl am Platz an einem Ort, den er nicht kannte und der ihm recht feindselig vorkam. Seit er in Contrà Brunelli angekommen war, wurden Erinnerungen wieder wach, er konnte in dem Weiler die Anwesenheit des Freundes beinahe noch spüren, der ihm zu Lebzeiten so vertraut gewesen war.

Aber ich, was will ich hier, fragte er sich. Am besten sollte ich gleich wieder gehen. Carlo beschloss, ins Tal zurückzufahren, zu essen, und danach Notar und Bank aufzusuchen. Sollte noch

etwas Zeit übrig bleiben – und Lust –, würde er nochmals zur Contrada fahren, um sich das Haus kurz anzusehen. Aber nur, wenn ihm Zeit bliebe. Und Lust.

Der Notar war ein kleinwüchsiger, kahlköpfiger Kerl. Freundlich, flink und wortkarg. In dieser Gegend schien ja der Großteil der Bevölkerung wenig zu sprechen. Er zeigte Carlo das Testament, eine maschinengeschriebene Seite, in der Herr Doktor Aldo Manfredini ihn, Carlo Zampieri, zum Erben seines gesamten Vermögens ernannte – bestehend aus dem mit Hypothek belasteten Haus und sonstigen Gegenständen des Verstorbenen. Nur wenn Carlo das Erbe annahm und die entsprechenden Papiere unterzeichnete, nur wenn er ferner die Notargebühren samt den Kosten für Bestattung und Grabnische erstattete, könne er Alleineigentümer besagter Güter werden. Nur so.

»Sie sollten sich das schnell überlegen«, sagte der Notar, »dann kann ich die Unterlagen in Ordnung bringen. In der Zwischenzeit dürfen Sie die Schlüssel behalten.«

Der Bankdirektor war zwar ein großer Mann, ansonsten ebenso kahlköpfig, freundlich und flink. Aber alles andere als maulfaul: Ein Wortschwall ergoss sich über Carlo, er solle das Erbe unbedingt annehmen und den Kredit in Raten an die Bank zurückzahlen. Es lag auf der Hand, stellte Carlo fest, die Bank interessierte sich auf keinen Fall für das Haus in Contrada Brunelli, einem richtig »schrägen« Ort. Der Weiler lag an der nördlichen Talseite – erklärte ihm sein Ansprechpartner –, war demnach dem Nordwind ausgesetzt und lag im Winter meist im Schatten. Deshalb nannte man jene Gegend im lokalen Dialekt *rovèrsa*, schräg. Und »schräg«, ahnte Carlo, waren auch ihre Bewohner, die eben den Ruf hatten, eigenartig zu sein.

Nun fuhr er nochmals die steile Straße entlang, die zur Contra-  
da führte, und beim Hinauffahren hatte er wieder das Gefühl,  
abzuheben, über den Wiesen, Häusern und Flüssen im Tal zu  
fliegen. Er ließ wieder den Wald hinter sich und kam oben auf  
dem bewirtschafteten Plateau an. Wie beim ersten Mal fiel ihm  
das eisige Licht im Ort auf.

Jetzt waren allerdings keinerlei Geräusche zu hören, es war  
womöglich noch ruhiger, stiller als am Morgen. Weiß-bläulicher  
Rauch stieg hier und da aus den Schornsteinen und hing in dichten  
Ringlagen über den Hausdächern. Carlo roch verbranntes  
Holz – ein altertümlicher, geradezu verdrängter Geruch.

Und dort hinten stand das gelbe Haus, am Ende des Schot-  
terweges, der schief vom Brunnentrog abging. Um das Haus  
herum waren unzählige, liegen gelassene Gegenstände, ein Ge-  
wühl an Farben und Materialien: Eimer, Tontöpfe, breite Wan-  
nen, Holzscheite, verrostetes Blech, Ziegelsteine, Zementsäcke,  
eine Schubkarre. Aldos Bauarbeiten mussten wohl aufwendig  
und verheerend gewesen sein, wenn solche Spuren zurückblie-  
ben.

Mitten im Schutt saß ein Mann – ein älterer, was sonst – auf  
einem Steinblock. Carlo nickte zur Begrüßung, doch der Mann  
rührte sich nicht. Idiot, dachte Carlo, eher sich selbst meinent  
als den Unbekannten.

Carlo schloss auf und ging hinein. Das Zimmer lag im Halb-  
schatten, roch muffig und verraucht. Nach und nach konnte  
er einzelne Gegenstände im Raum ausmachen: wenige Möbel-  
stücke aus massivem Holz, einen großen Kamin, in dem die  
Feuerstelle vor Asche überquoll, einen Tisch mit Marmorplatte,  
vier Stühle mit strohgeflochtenen Sitzflächen. Eine steile, fast  
senkrechte Holzterrasse führte nach oben.

»Ist da jemand?«, fragte er laut. Er war aber auch ein Trottel,  
zum Glück hatte ihn niemand gehört.

Dann sah er den Telefonapparat auf einem Hocker und wählte gleich die Nummer von zu Hause. Der Anschluss funktionierte noch.

»Hallo, ich bin's«, sagte er.

»Hallo, wo bist du?«, antwortete Giulia.

»Ich bin noch da, bei Aldo im Haus.«

»Wie geht's dir?«

Schlecht ging's ihm nicht, nur ein wenig niedergeschlagen fühlte er sich. Was durchaus verständlich war, schließlich kam er nicht gerade von einem Picknick im Wald. »Ich bleibe hier und mach mal Inventur ... Übernachte auch. Morgen gegen Mittag bin ich wieder zurück.«

Warum er beschlossen hatte, zu bleiben, wusste er nicht genau. Irgendwie hatte er das Bedürfnis, oder es war eher die Notwendigkeit, sich dringend mit dem Haus zu befassen, sich den Ort, diese Gegenstände anzueignen. Aldo hatte ihm das alles vermacht, und Carlo nahm das Geschenk an, er wollte sich darauf einlassen. Wenigstens für einen Abend.

Die Sonne war längst aufgegangen, als Carlo aufwachte. Die Verwirrung hielt nur einen Moment an, dann war die Welt wieder in Ordnung, und er befand sich mitten im Leben.

Es war Dienstag, der 20. November 1984, am Vormittag. Den Abend und einen Teil der Nacht hatte er damit verbracht, das Haus aufzuräumen, drei Stockwerke mit jeweils einem Zimmer. Hundertmal war er die Treppe hinauf- und hinuntergegangen, noch dazu mit leerem Magen.

Wohnlich war es hier allemal, das Haus hatte dicke, feste Wände, und sehr schöne, helle Holzbalken. Der Raum im Erdgeschoss diente als Diele, Wohnzimmer und Küche zugleich. Dort standen ein großer Elektroherd und ein Kühlschrank. Im ersten Stock waren Schlafzimmer und Bad; im zweiten, direkt

unter dem Dach, befand sich Aldos Arbeitszimmer, mit vier breiten Fenstern, auf jeder Seite eins, und einem großzügigen Balkon an der Südseite. In der Mitte stand ein langer Tisch, auf dem sich Papier, Bücher und Zeitungen türmten. Das war aber gar nichts im Vergleich zu den Dutzenden durcheinandergestapelte Bücher in den Regalen aus honigfarbenem Holz, die alle vier Zimmerwände verkleideten und die Fenster umrahmten. Kleidungsstücke lagen überall, nur nicht im Schrank.

Carlo hatte sich bisher nie gefragt, ob sein Freund ein ordnungsliebender Mensch sei – das Haus hatte er jedenfalls in einem unbeschreiblichen Zustand zurückgelassen, schlimmer als nach einer Polizeidurchsuchung. Doch andererseits, überlegte Carlo, denkt wahrscheinlich jemand, der beabsichtigt, sich das Leben zu nehmen, nicht gerade daran, aufzuräumen; es kümmert ihn wahrscheinlich nicht, was sein Universalerbe von der Unordnung hält.

Mit Hausfraueneifer arbeitete Carlo bis tief in die Nacht hinein. Er faltete, legte oder hängte sämtliche Kleidungsstücke in den Schrank – ich werde sie verschenken, nahm er sich vor –, sortierte die Bände ins Bücherregal, räumte Teller, Kochtöpfe und Besteck in die große Anrichte – komisch, es ist kein schmutziges Geschirr da, stellte er fest –, fegte den Fußboden und reinigte das Badezimmer gründlich.

Das war eine Macke, fremde Badezimmer machte Carlo immer mit größter Sorgfalt sauber. Wenn die Hausherren abwesend waren, versteht sich. Zum Beispiel wenn er ein Ferienhaus mietete. Aldo kannte diesen Tick und mokierte sich oft über den Hygienefimmel des Freundes: »Du solltest mal in Therapie, Carlo«, hatte er geraten. »Ganz normal bist du nicht. Ein wenig Schmutz kann gar nicht schaden, die extreme Reinlichkeit ist es, die Infektionen und Allergien verursacht.«

Und so einer war Arzt!



Gerade in dem Moment, als er über die Badreinigung und die sonst erledigte Arbeit am Vorabend sinnierte (und ich hab überhaupt nichts gegessen!), fielen ihm blitzartig zwei wesentliche Fakten ein: Erstens, er hatte mit dem Haus Kühlschrank und Vorrat geerbt, also hätte es irgendwelche Nahrungsmittel geben müssen – verschimmelt oder eingetrocknet, aber immerhin. Zweitens, er hatte beim Saubermachen im Badezimmer einen Blätterstapel gefunden, er steckte zwischen Balken und Holzlatten. Carlo war auf einen Stuhl gestiegen, um Staub zu wischen, und wollte gerade die langen Spinnweben aus den Ecken entfernen – da hatte er die beige Plastiktüte entdeckt, perfekt getarnt, mit Kopierpapier darin.

Er hatte sich zuerst sehr über den Fund gewundert, hatte es dennoch vorgezogen, die dringende Reinigungsaktion zu Ende zu führen; später hatten ihn Hunger und Müdigkeit vom ungewöhnlichen Paket abgelenkt. Jetzt ging er aber rasch hinauf, sah den Stapel auf einem Stuhl neben dem Bett liegen, steckte ihn unter den Arm und stieg wieder nach unten, auf der Suche nach verwertbaren Lebensmitteln. Erfolglos. Immerhin hatte er das Nötige aufgetrieben, um sich einen Kaffee zu kochen, und er trank ihn jetzt, schön heiß.

Der Kühlschrank war leer, jemand musste wohl die verderbliche Nahrung entfernt haben. An haltbaren Lebensmitteln war in der Küche wenig zu finden gewesen, ein paar Nudelpackungen im Vorratsschrank, aber keine Soßen.

Etwas betrübt ging Carlo aus dem Haus, den Blätterstapel noch unter den Arm geklemmt. Er wollte einen Blick auf den Gemüsegarten werfen, Ausschau halten nach allerlei verzehrbaren Gewächsen. Es war zwar ein recht kaltes, regnerisches Jahr, doch in den letzten Tagen hatte sich die Wetterlage gebessert. Womöglich war noch nicht alles vergammelt.

Aldos Gemüsegarten sah leider richtig öde aus, das Beet unordentlich und zusammengestampft, das übrig gebliebene, noch nicht verfaulte Gemüse von gefräßigen Insekten angeknabbert. Schmeißfliegen brummt an Carlo vorbei.

»Die Reh?! Die Reh' sind's gewesen, die haben alles weggefressen.«

Carlo hätte beinahe einen Herzinfarkt bekommen, als er plötzlich die Stimme hinter sich hörte. Er drehte sich um und erblickte den älteren Herrn vom Vortag.

»Rehe? Gibt's hier Rehe?«, nuschelte er.

»Anca mässä, aber hallo!«, erwiderte der Alte knapp. Und leise, wie er sich angenähert hatte, entfernte er sich wieder.

Im Garten gab es also nichts bis auf den Schlamm, ein paar verdorbene Teile und einen übel riechenden, grünen Kunststoffbehälter mit der Aufschrift »Kompost«.

Aldo hätte jetzt über die Enttäuschung seines Freundes ganz bestimmt gelacht, er wusste nämlich über Anbau und Jahreszeiten einfach alles, hatte einen grünen Daumen, oder als Beidhänder sogar zwei. Niemals wäre Aldo mitten im November zum Beet geeilt – nach einem nächtlichen Überfall durch hungrige Rehe erst recht nicht –, um nach Essbarem zu suchen, eher wäre er würdevoll im Haus verhungert.

Entgeistert lehnte sich Carlo an den Kompostbehälter und nahm die Blätter aus der Plastiktüte. Mal sehen, ob ich in den Unterlagen die Wegbeschreibung zum Lebensmittelgeheimdepot finde. Oder zum Luftschuttkeller für den Kriegsfall – einen bakteriologischen Krieg, so wie es hier aussieht.

Der Stapel setzte sich aus rund fünfhundert Blättern in der Originalverpackung zusammen; sie waren wieder hineingelegt worden, nachdem jedes einzelne davon in zierlich feiner Handschrift bekritzelt worden war – ohne Zweifel Aldos Schrift, gänzlich untypisch für einen Arzt. Dem Papier war ein großer,

gelber Umschlag beigelegt. Darauf stand: »An Carlo Zampieri.«

Carlo krampfte sich der Magen zusammen, und diesmal nicht vor Hunger, sondern vor Rührung – heftig, schmerzhaft. Er hielt in seinen Händen ein Tagebuch. Aldos Tagebuch.

Fassungslos – er konnte sich nur schwer auf den Beinen halten – starrte Carlo auf die Zeilen. Als hätten sie auf ihn gewartet. Es war, als hörte er wieder die Stimme seines Freundes. Auf der ersten, zerknitterten Tagebuchseite standen nur wenige Worte:

*So bis ans Ende geführt wirst leicht du unsere Lehre  
Fassen; denn eins wird klar aus dem andern, und finstere Nacht wird  
Nie dir den Pfad so verdunkeln, daß nicht auch das Letzte sich klärte  
In der Natur; so zündet das eine dem andern ein Licht an.*

1114

Licht? Was für ein Licht? Und welche Lehre? Was bedeutete die Zahl 1114?

Carlo weigerte sich, weiterzulesen. Er wollte Aldos Stimme nicht mehr hören, er wollte nicht den Brief lesen, das Tagebuch auch nicht. Der Schmerz, den er vom ersten Moment an verdrängt hatte – dieser Schmerz überkam ihn jetzt. Sein Herz raste, verworrene Gedanken, Bilder, Erinnerungen wirbelten hoch.

Bald tauchten auch erste, dringende Fragen auf: Wieso hatte Aldo sein Tagebuch unter der Badezimmerdecke versteckt? Etwa in der Annahme, Carlo würde es finden? Weshalb hatte er im Alter von vierzig Jahren sein Testament geschrieben? Warum hatte er seinen Selbstmord mit solcher Sorgfalt geplant? Aus welchem Grund hatte er sich das Leben genommen?

Carlo befand sich mitten in Aldos Gemüsegarten, die Sonne stand hoch am Himmel. Aus dem Wald kam der Gesang

vielelei Vogelarten, der Wind malte mithilfe der Wolken wunderbare, stets wechselnde Bühnenbilder, die sich zusammenfügten und allmählich wieder auflösten.

Und eben in dem Augenblick, angesichts der Berge, die ihn seit zwei Tagen streng und still beobachteten, beschloss Carlo, in Contrada Brunelli zu bleiben. Wie lange, konnte er noch nicht sagen; auf jeden Fall für die Zeit, die erforderlich wäre, eine Antwort auf all seine Fragen zu bekommen. Nur wenn er da blieb, würde es ihm gelingen.

Noch eine Woche verging, bevor Carlo mit Rucksack und zwei Kartons Vorrat in die Contrada Brunelli zurückkehren konnte. Er hatte vor, sich mindestens vierzehn Tage dort aufzuhalten. Zu dem Zweck hatte er genau planen müssen. Als einigermassen angesehener Bauingenieur auf dem Gebiet Brücken und sonstige Infrastrukturen betrieb er in Gesellschaft mit Giovanni Azzolini, aus der Romagna zugewandert, Maurizio Zaltron, Vicentiner im Auswärtsspiel, und dem sesshaften Paduaner Stefano Bisello eine kleine, durchaus aktive Engineeringfirma. Die lässige Art, wie seine – ganz im Gegensatz zum Rest der Bevölkerung – sprachtalentierten Kollegen das Wort »Engineering« aussprachen, sorgte immer für Verunsicherung in den Telefonzentralen, wenn die Damen eine Nachricht entgegennehmen sollten (»Intschi... was? Wie? Entschi-Ring?« – »Schon gut, vergessen Sie's, könnten Sie bitte ausrichten, Azzolini hat angerufen?«). Die Firma florierte, die Gesellschafter waren auch miteinander befreundet, und dank der zwanzig Mitarbeiter war man durchaus in der Lage, eine Weile ohne Carlo auszukommen.

Viel schwieriger hatte sich der Abschied von zu Hause gestaltet. Carlo Zampieri war verheiratet; zu der Gütergemeinschaft mit der Gemahlin gehörte ein sechzehnjähriger Sohn, ein Prachtexemplar von pubertierendem Jugendlichen auf dem

Höhepunkt der Nervensäge-Phase. Auch hatte Ehefrau Giulia zwar seit einer wissenschaftlich nicht rekonstruierbaren Zeit die Jugend hinter sich gelassen, doch in Sachen Nervenstrapazieren blieb sie unbesiegte Meisterin. Aber nicht immer, nur wenn ein Entschluss von Carlo zusätzliche Hausarbeit mit sich brachte. Ging es um Haushalt und Familie, gab sie nicht nach und biss bei Drückebergern männlichen Geschlechts grausam zu.

Diesmal wusste sie gleich, es handelte sich nicht um den nächsten, wie üblich als Studien- oder Geschäftsreise ausgegebenen Ausflug unter Saufkumpanen. Sie wusste es und rümpfte die Nase. »Bist du dir sicher? Wieso tust du das? Was interessiert dich an der Contrada so sehr, Carlo?«

»Ich hab nichts Besonderes vor, glaub es mir. Ich fahre hin, spreche mit dem Notar und der Bank, zahle die Strom- und Wasserrechnungen, lasse die Zähler überschreiben. Ansonsten werde ich lesen und Aldos Freunde kennenlernen, mich erkundigen ...«

»Erkundige dich ja nicht zu sehr, am Ende stellst du was Dummes an.«

»Keine Sorge, sollte sich Merkwürdiges ergeben, komme ich sofort zurück, und wir entscheiden alles weitere zusammen. Ich werde schließlich nur sechzig Kilometer von dir entfernt sein.« Ungefähr vierzig Meilen, hätte Azzolini gesagt.

»Wir verbleiben aber so, du rufst mich immer an, das heißt *jeden Tag*, vor dem Abendessen, zwischen 19.30 und 20 Uhr«, sagte Giulia am Ende.

Jawohl, mein General, hätte Carlo gern erwidert, aber die Ironie sparte er sich, um das rasch getroffene Abkommen nicht gleich wieder infrage zu stellen.

Mit Marco ließ sich alles mit einer kleinen Geldgabe und darauffolgendem, zustimmendem Grunzen lösen. Dann brachte der Sohn doch den Mund auf: »Fahr nur hin, Papa, versuch

herauszufinden, was passiert ist. Aldo war ganz sicher kein Idiot, der sich an einen Ast hängt.«

Innerhalb von vier hektischen Tagen übertrug Carlo sämtliche Pendenzen an Stefano Bisello, den jungen Fachingenieur für Tragwerksplanung, der die Arbeit fortführen würde. Ferner gab er seinen zeichnenden Assistenten detaillierte Anweisungen, damit sie für mindestens zwei Wochen selbstständig arbeiten konnten (diese waren eigentlich der Meinung, die aufgetragene Arbeit reiche für mehr als sechs Monate, aber das war ohnehin ihre Masche: in einer Tour zu jammern). Anschließend rief er die wichtigsten Kunden an, um sie über seine kurzzeitige Abwesenheit zu verständigen. Anders als bei den Ehefrauen, ging bei Kunden die Studienreise als Ausrede immer durch. Denn die Kunden, ob sie es dir abnehmen oder nicht, halten wenigstens höflich den Mund.

Er telefonierte auch mit einer gewissen Marta, der letzten in der endlosen Reihe von Aldos Ex-Freundinnen. Es wurde ein kühl distanziertes Gespräch: Carlo kannte sie kaum, und sie verstand wiederum nicht, was er ihr zu sagen habe. Ja, so genau wusste er das selber nicht.

Er packte in den Rucksack die Kleidung, die er für einen herbstlich-winterlichen Aufenthalt in mittlerer Gebirgshöhe für angemessen hielt. Es wurde ein kunterbuntes Durcheinander an Teilen, die zu einem finnischen Wanderschäfer gut gepasst hätten.

Er fotokopierte Aldos Tagebuch, ließ es binden, verschloss dann das Original im Firmentresor. Die Kopie würde er mitnehmen. Des Weiteren füllte Carlo zwei riesengroße Kartons mit Gegenständen und Lebensmitteln, die vierzehn Tage lang ein ganzes Dorf hätten ernähren können.

Zuletzt vereinbarte er telefonisch je einen weiteren Termin mit Notar Bonato und dem Bankdirektor. Er bat um Bereitstel-

lung sämtlicher Unterlagen zwecks Hausüberschreibung und Übernahme des Immobilienkredits.

Am Montag, den 26. November 1984, ging Carlo Zampieri, bevor er in die Contrada Brunelli gelangte, zu Notar und Bank. Nun war er Besitzer von Aldos Haus.

Um die Mittagszeit kam er schließlich im Weiler an, bereitete sich ein Panino vor und öffnete Aldos Brief, den er bisher nicht zu lesen gewagt hatte.

# SCHATTEN IM IDYLL

In Contrada Brunelli, einer winzigen, von der Außenwelt abgeschnittenen Ansiedlung zu Füßen der venezianischen Voralpen, wird der Arzt Aldo Manfredini erhängt aufgefunden. Auf den letzten Spuren seines Freundes reist Carlo Zampieri in das Dorf, entdeckt Tagebuchaufzeichnungen des Arztes – und zweifelt bald an der Selbstmordtheorie. Denn Aldos Tod ist nicht der einzige, der Fragen aufwirft. Haben die abweisenden Dorfbewohner etwas zu verbergen? Auf eigene Gefahr beschließt Carlo, dem Rätsel auf den Grund zu gehen ...

